

№ 50. 1893.

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Das Loos ist mit meinem Wissen in Ihren Besitz übergegangen, Elbe," versicherte Möhring. „Ich habe es nicht zurück verlangt, habe Ihnen bei einer anderen Gelegenheit erklärt, daß ich es Ihnen sammt dem Gewinne schenke, und dabei bleibt es. Wollen Sie mir durchaus nicht glauben, so können wir die Sache ja notariell abmachen. Kommen Sie heute Abend zwischen sechs und sieben Uhr zu mein.m Rechtsanwalt."

„Nein, nein, es ist nicht nöthig, ich glaube Ihnen jetzt." Elbe machte wie ein kleiner Junge einen Luftsprung. „Die Sache ist glatt. Ich habe der Kläre ja gleich gesagt: wir würden mit dem gefundenen Loose Glück haben."

Der leichtsinnige junge Mann hatte in diesem Augenblicke alle Leiden vergessen, die ihm der Fund des Looses verursacht hatte. Er überhäufte Möhring mit überschwenglichen Danksagungen, die dieser fast unwillig zurückwies. Der düstere Ernst wich nicht aus seinen Zügen.

„Es wird Sie noch gereuen," rief Elbe jetzt.

„Das ginge Sie ja nichts an, auch wenn's der Fall wäre," versetzte Möhring; „halten Sie nunmehr fest, was Sie rechtlich besitzen."

„Nun, jetzt kaufe ich der Kläre aber gleich ein wunderschönes Kleid zu Ihrer Hochzeit," rief Elbe. „Herr Bohnemann sagte, wenn wir 'was anzuziehen hätten, dürften wir auch kommen, weil ich doch Ihr ehemaliger Kollege sei. Hurrah! wird sich die Kläre freuen, hurrah! Und etzt gleich will ich in der Leipziger Straße den Kleiderstoff kaufen und sie damit überraschen."

Möhring lächelte auch jetzt nicht. Er ließ den Glücklichen ruhig nach der Leipziger Straße gehen. Er verbrachte den Rest des Tages in düsterem Brüten. Am heutigen Abend fand eine Theaterpremière statt, zu welcher er schon seit mehreren Tagen eine Loge genommen hatte. Was aber sollte er Ottilien sagen, wie nach der gestrigen Scene ihr unter die Augen tre en?

Seiner Erregung nur mühsam gebietend, kam er gegen Abend zu Bohnemanns.

Ottilie begegnete ihm nicht unfreundlich. Sie blickte ihm nur ernst und fragend in's Auge, als wollte sie sagen: „Wirst Du heute aufrichtig sein? Wirst Du mir die Wahrheit sagen?" Aber sein Trotz war nun einmal erwacht; er wollte nicht die Wahrheit sagen.

„Ja, was ich noch sagen wollte," wandte er sich in unbefangenem Tone zu ihr: „Herr v. Riedberg war neulich bei mir. Ich habe ihm den Vorschlag gemacht wegen der Stellung in England; ganz so, wie wir es verabredet hatten. Er ist auch geneigt, das Angebot anzunehmen."

„Nun und weiter!" sagte Ottilie nach einer kleinen Pause. „Etwas Anderes hast Du mir seinetwegen nicht mitzutheilen?"

„Ja doch," entgegnete er. „Herr v. Riedberg wollte wieder zu mir kommen; bisher aber hat er es nicht gethan."



Das Andreas Hofer-Denkmal auf dem Berge Isel bei Innsbruck. (S. 395)

Ottilie schwieg. Sie war schrecklich und unheimlich in ihrem Schweigen, in dem düsteren Warten auf etwas, welches nicht über seine Lippen kommen wollte. Und wie reizend sie jetzt aussah in ihrem heliotropfarbenen, mit weißem Schwanenpelz garnirten Theatermantel.

Möhring zitterte vor leidenschaftlicher Erregung. Dieses schöne Weib war seine Braut und doch — er konnte sich nicht darüber täuschen — sie war weniger denn je sein eigen.

Das Mädchen meldete, daß die Droschke warte. Er ging mit Ottilie die Treppe hinab. Unten auf dem Trottoir, eben als er an dem Wagenschlage wartete, bis seine Braut eingestiegen war, durchzuckte es ihn wie ein Blitzschlag. Dort drüben, an die Mauer des Hauses gelehnt, stand eine Gestalt, die ihm bekannt schien; eine dürftig gekleidete Männergestalt. Die dunklen Augen, die unter dem Hute hervorleuchteten, schienen ihn und Ottilie zu beobachten. Das war Riedberg, welcher, der Himmel weiß aus welchem Grunde, hier wartete, ihn und Ottilie zu beobachten.

Eine unbestimmte, aber gräßliche Angst erfaßte Möhring. Warum war Riedberg nicht wieder zu ihm gekommen?

Warum lauerte er hier wie ein Mörder, wie ein Attentäter, welcher einen günstigen Augenblick erspähen will?

„Wohin?“ frug der Kutscher.

Möhring konnte nicht umhin, das Theater zu nennen. Man fuhr. Möhring that es in unbestimmter Angst; denn er hatte die Vorstellung, als würde ihnen Riedberg folgen.

Natürlich war er nicht da, als sie vor dem Theater vorfuhren. Wie wäre es auch möglich gewesen? Er hatte wohl nicht die Mittel, um ihnen in einer Droschke zu folgen, und dann — wozu auch? Es war eine Ausgeburt des Fieberwahnes, welche Möhring verfolgte; dennoch konnte er sie nicht los werden.

Der Theaterabend verlief in düsterer Stimmung. Ottilie und Ernst blieben schweigsam, finster, in sich gekehrt. Möhring sah unaufhörlich die verkommene Gestalt des Anderen auf der frostigen, nächtlich dunklen Straße warten; und er, Möhring, saß hier oben in einer theuren Loge, im Schoße des Wohlstandes und Wohlbehagens.

„Er weiß irgend etwas,“ sagte sich Möhring, „und er wird mir plötzlich einmal an die Kehle springen.“

Eine innere Stimme sagte ihm, das Verhängniß, das ihn bis heute in Gestalt von Gewissensqualen verfolgt habe, werde ihn noch ganz ereilen, ganz zu Boden schmettern. Er wußte nicht wie, aber er war gewiß, es würde geschehen. Er fürchtete sich, auf die Straße zu gehen; denn er fühlte deutlich voraus, daß Riedberg wieder unten in dem feuchten, schmutzigen Schnee der Straße stände und auf ihn warte. O, es war zum Wahnsinnigwerden!

Der Vorhang war zum letzten Male gefallen und Möhring konnte nicht umhin, Ottilie hinab zum Wagen zu führen.

Und wirklich! Da stand Jener. Da stand er genau so, wie Möhring ihn unaufhörlich im Geiste gesehen, dicht unter der blendend leuchtenden elektrischen Lampe. Da stand er, den Hut in die Stirne gedrückt, die lauernden, unruhig funkelnden Augen auf die Menge gerichtet, welche dem Theaterportal entströmte.

Er wartete, wartete.

„Ach, wir sollten doch den anderen Ausgang benützen,“ rief Möhring, Ottilien angstvoll zurückziehend, denn jetzt mußte auch sie Jenen sehen.

„Nein doch!“ entgegnete Ottilie bestimmt. „Du hattest ja den Wagen an das Hauptportal bestellt; ich weiß es genau.“

Und sie zog Möhring vorwärts. Es gab kein Entrinnen! Im letzten Augenblicke beschwichtigte er sich selbst.

Was konnte Riedberg auch beginnen, hier mitten unter den vielen Menschen, auf dem überflutheten Bürgersteige vor dem Theater?

Festen Schrittes, mit abgewandtem Blicke, führte er Ottilie an dem Manne vorbei. Er sah sich nicht um; schon aber hörte er Schritte ganz dicht an seinen Fersen; und als sie an dem Wagen standen, der etwas abseits wartete, legte sich plötzlich eine Hand mit festem, unwiderstehlichem Drucke auf seinen Arm.

„Auf ein Wort, Herr Möhring,“ sagte eine heisere Stimme, und Riedberg stand jetzt dicht vor ihnen. „Es ist sehr unrecht von mir,“ sagte der Mann mit den bleichen Mienen, den eingesunkenen Augen, „Sie und die Dame hier mitten auf der Straße anzuhalten; aber gerade vor der Dame habe ich Ihnen, Herr Möhring, einige Worte zu sagen. Wo sollte sich sonst die Gelegenheit dazu finden? Man würde mich an einer passenden Stelle nicht vorlassen. Verzeihen Sie mir also, Fräulein Ottilie!“

Ottilie, starr vor Schrecken, brachte kein Wort hervor.

„Nur drei Worte!“ fuhr Riedberg fort. Er wandte sich wieder an Möhring. „Nichts weiter habe ich zu sagen, mein Herr, als daß ich von Ihnen nichts annehme: weder eine Stellung, noch sonst irgend eine Hilfe, welcher Art sie immer sei. Ich habe nämlich seither erfahren, daß nicht mein Onkel Sie zu der Wohlthat an mir veranlaßte, sondern wahrscheinlich Fräulein Ottilie, jetzt Ihre Braut — einst die meine! Sie begreifen, daß ich unter diesen Umständen nichts von Ihnen annehmen kann. Lieber eine Kugel, wenn sonst nichts mir bleibt! Ich danke Ihnen Beiden.“

Er hatte sich hoch aufgerichtet und aus seinen letzten Worten klang der ganze Mannesstolz des ehemaligen Kavaliers.

Ottilie hatte sich von Möhring's Arm losgemacht. Während sie Riedberg bedeutete, zu warten, heftete sie den festen, klaren, durchdringenden Blick auf Möhring und sagte gebieterisch: „Jetzt sprich! Du mußt — Du wirst!“

Und Möhring, wie einem unwiderstehlichen Zauber, einem Banne folgend, zog, ohne zu überlegen, die Brieftasche hervor, die er bei sich trug, seitdem er das Geld hineingelegt, und reichte sie, ohne ein Wort hervorzubringen, Riedberg; dann lud er mit einer stummen Geberde den ehemaligen Nebenbuhler ein, in den Wagen zu steigen, und war im nächsten Augenblicke in dem Gedränge verschwunden, als hätten die Wogen ihn verschlungen.

— — — — — — — — — —

Er wußte, sie würden nichts gegen ihn unternehmen, weder Ottilie noch Riedberg; aber das vermehrte vielleicht noch seine Qual. Von der Großmuth Riedberg's hing seine zukünftige bürgerliche Existenz ab. Es war furchtbar! Ein Gericht erging über ihn, wie es schrecklicher nicht zu ersinnen war! Die Brieftasche war in die Hände ihres rechtmäßigen Eigenthümers zurückgewandert. Er, Möhring, hätte denken können, es sei Alles ein Traum gewesen; aber die Früchte seines Vergehens lebten: seine Maschine, seine neue Existenz. Auch stand er in der eleganten Wohnung, in der Alles auf die junge, schöne Hausfrau wartete; aber er wußte es, als er an diesem verhängnißvollen Theaterabende in dieselbe zurückkehrte, daß Ottilie niemals ihren Einzug hier halten würde. Das war zu Ende — sein Glückestraum zerstoben!

Was ihm für die Zukunft noch bleiben mochte, das war Arbeit, unermüdliches Streben, ehrliche Erfolge, welche noch nachträglich sein Unrecht sühnen konnten! Aber das Herz Ottiliens hatte sich ihm wieder abgewendet von dem Augenblicke an, als sie erkannte, daß der einstmals Geliebte das Opfer jener verbrecherischen That geworden. Von jener Stunde an beherrschte wieder Riedberg ihre Seele; und nun war die letzte Entscheidung zwischen ihnen gefallen!

Einige Tage später schrieb ihm Ottilie; in ruhigen, verständigen Ausdrücken bat sie ihn, ihr die Freiheit wiederzugeben, denn sie habe sich mit ihrem ersten Geliebten wieder vereinigt und wünsche, sich nach Jahresfrist etwa mit ihm zu vermählen. Riedberg wäre es gelungen, seinen Onkel von seiner Unschuld zu überzeugen. Dieser wollte ihn an Sohnes Statt annehmen und für seine zukünftige Existenz sorgen. Das Ehepaar Bohnemann war ebenfalls einverstanden. Niemand außer den Nächstbetheiligten sollte jemals erfahren, wie diese letzte Wendung sich zugetragen. Kein Makel sollte jemals auf Möhring's Namen fallen; ohne Groll wollten sie Alle seiner gedenken.

Ernst Möhring weinte glühende Thränen des Zornes und der Scham. Er mußte sich ja glücklich schätzen, daß sie ihm vergaben, daß sie ihm keinen Groll nachtrugen; er mußte ihre Gnade annehmen!

Wahrscheinlich war es Ottilie nicht leicht geworden, Riedberg versöhnlich zu stimmen; aber ohne Zweifel war diese Versöhnlichkeit der Preis für Ottiliens Hand gewesen! Er mußte den Schimpf ertragen, denn er hatte ihn verdient. Und wenn er auch makellos vor der Welt dastand, in seiner Seele würde das schreckliche Wort fortbrennen, so lange er lebte!

Unmöglich, in dieser Wohnung zu bleiben, wo Alles auf die künftige Herrin zu warten schien. Keinen Tag, keine Stunde mehr mochte er hier verweilen, nachdem er ihren Abschiedsbrief erhalten. Er floh die Stätte, welche die seines künftigen Glückes hatte werden sollen.

Vielleicht hatte Frau Breyer ein Zimmer frei, wenn es auch noch so einfach wäre! Nur hier, hier wollte er keine Nacht mehr schlafen.

Er eilte zu seiner ehemaligen Wirthin und traf sie nicht zu Hause. Frida war anwesend; denn man konnte die Nähmädchen doch nicht ganz allein lassen. Arglos erzählte Frida, daß das Zimmer nicht frei sei. Ein alter mit der Gicht behafteter Herr hause darin, der ihnen viel zu schaffen machte. Man konnte ihn auch nur sehr vorsichtig vor die Thür setzen; denn er bedurfte der Schonung. Dennoch mußte der Alte hinaus; denn Herr Möhring hatte natürlich das allererste Anrecht auf die Stube.

Möhring erklärte, so lange im Hotel bleiben zu wollen, bis der alte Herr mit der Gicht ausgezogen sei. Und jetzt sagte Frida, die ihn immerfort fragend und schüchtern aus ihren braunen Augen angesehen: „Ich dachte, Herr Möhring, Sie verheiratheten sich bald. Ihre Hochzeit ist wohl verschoben?“

„Ich heirathe nicht, Fräulein Frida. Meine Verlobung ist zurückgegangen,“ sagte er mit dumpfer Stimme.

„Es kam mir wohl gleich so vor,“ rief das junge Mädchen, „und ich hätte gar nicht davon sprechen sollen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen wehe that! Sie sehen auch bekümmert aus; dennoch —“ sie stockte; dann fuhr sie herzlich fort: „dennoch sehen Sie mir heute ganz anders in die Augen, als neulich. Sie sind traurig; aber es kommt mir dennoch vor, als hätte Ihnen damals etwas auf der Seele gelegen und die Last wäre nun fort. Es hängt vielleicht mit Fräulein Ottilie zusammen; vielleicht stand etwas zwischen ihr und Ihnen? Doch ich bin wieder recht thöricht; ich wollte ja nicht davon sprechen.“

„Nein, sprechen wir gar nicht davon!“ sagte er. „Ich werde es bald verwinden. Und Sie haben auch recht, Fräulein Frida, mir lag etwas auf der Seele — und nun ist es fort.“

Und wirklich, in diesem Augenblicke ward ihm leicht zu Muthe, wie schon lange nicht mehr. Was wollte er sich weiter grämen? Er hatte seine Schuld gesühnt, sein Gewissen war frei! Warum sollte er fortan nicht ein ruhiges, zufriedenes Leben der Arbeit führen?

„Wir wollen uns auch recht viel Mühe geben,“ sagte Frida, „Sie vergessen zu machen, was Sie gelitten haben.“

Er faßte ihre beiden Hände und blickte ihr tief in die großen, klaren Augen. Kein Wort kam über seine Lippen. Frida aber verstand ihn: er hatte sich in diesem Augenblicke gelobt, ein neues Leben zu beginnen.

Ja, es war seine heilige Vornahme, er wollte vergessen und ein neues Leben sich erschließen. . . .

Und eine merkwürdige Ruhe kam über den schwer heimgesuchten Mann. Es war, als ob er eine erdrückende Last von sich geworfen hätte und nun alle seine junge Lebens- und Schaffenskraft frei werden fühlte für die eine, einzige Aufgabe: sich durch unermüdlichen Fleiß, durch rechtschaffene Arbeit auf dem Platze zu behaupten, den er nun einmal einnahm. Noch

nachträglich wollte er das Bürgerrecht erwerben für diese Welt, in die er sich sozusagen hineingeschlichen hatte.

Freilich, zu Anfang mußte er sich gar gewaltig zusammennehmen, um nicht jeden Fremden merken zu lassen, wie er, Möhring, sich eigentlich jetzt unsicherer hielt und trug, als je zuvor. Aber mancherlei kam ihm zu Hilfe. Vor Allem der ehrliche Erfolg, den seine Bestrebungen fanden. Es war also doch nicht zuletzt sein innerer Fond, seine starken Fähigkeiten, seine schöpferische Energie, was ihn hierher gehoben hatte.

Ja, allmälig begann er zu glauben, was ihm Frida nun schon wiederholt versichert hatte — er glaubte es so gern! — daß er auch ohne fremde Mittel sich hätte emporringen können, weil in einer Zeit wie der unserigen so starke Talente nicht mehr untergehen können.

Noch einmal kam ihm eine schmerzlich bittere Erinnerung, als er die Anzeige von der Verlobung Ottiliens las. Aber das ging doch schnell vorüber. „Ich hatte sie gefunden, so wie ich das Geld fand," sagte er sich, „Beides war jenes Anderen Eigenthum!"

Und von nun an erst ward er wirklich frei. Frei und leicht und froh. Und jetzt erst sah er, welch' stilles Glück ihm noch erblühen konnte — nein — ihm längst erblüht war in der treu bescheidenen Liebe, die ihm Frida schon seit Jahr und Tag entgegentrug.

Jetzt klappern die Nähmaschinen, um die Aussteuer des jungen Mädchens fertig zu zu stellen, denn der Termin für ihre Hochzeit ist bereits angesetzt. Froh und verheißungsvoll liegt die Zukunft vor Beiden.

Ende.

Das Andreas Hofer-Denkmal auf dem Berge Isel bei Innsbruck.

(Mit Bild auf Seite 393.)

Am 28. September dieses Jahres ist auf dem Berge Isel bei Innsbruck in Anwesenheit des Kaisers Franz Josef und mehrerer Erzherzöge in feierlicher Weise das Kolossal-Denkmal für Andreas Hofer enthüllt worden, von dem wir auf S. 393 eine Ansicht bringen. Dieses dem heldenmüthigen „Sandwirth von Passeir" gewidmete Standbild ist von dem inzwischen verstorbenen Wiener Bildhauer Heinrich Natter modellirt und dann in Erz gegossen worden. Es ist 5,6 Meter hoch, 56 Centner schwer und erhebt sich auf einem Fußgestell aus Porphyr, das zwei mächtige flugbereite Adler flankiren, während vorn eine von Eichenlaub und Kriegstrophäen umrahmte Bronzetafel den Wahlspruch trägt: „Für Gott, Kaiser und Vaterland." Die Bronzefigur Hofer's zeigt die kräftige Bauerngestalt des Tiroler Volkshelden in der Tracht der Passeirer Landleute. In trotziger Urwüchsigkeit steht er da, die Landesfahne in der Linken, während die Rechte auf die Stadt Innsbruck hinunterweist, in die er 1809 nach den siegreichen Kämpfen am Berge Isel einzog und in deren Hofburg er dann als Oberkommandant die Herrschaft des Landes führte.

Die verschiedenartigen Formen des Schnee's.

(Mit Bild auf Seite 396.)

Wenn die Verdichtung des in der Luft befindlichen Wasserdampfes bei Temperaturen unter Null Grad vor sich geht, so entstehen keine Regentropfen, sondern Eiskrystalle, welche — zu mathematisch-regelmäßigen Figuren gruppirt — Schneeflocken bilden. Unsere Abbildung zeigt in starker Vergrößerung eine Anzahl solcher Figuren des Schnee's, von denen ein neuerer Physiker fünf Grundformen unterscheidet: zunächst Krystalle in Form von dünnen Blättchen, die entweder sternförmig sind, regelmäßige Sechsecke bilden, oder als Verbindungen sechstheiliger Figuren auftreten. Eine zweite Klasse besitzt einen flachen oder kugeligen Kern mit ästigen Zacken ringsum. Die dritte Gruppe wird gebildet von sechsseitigen Prismen oder feinen Spießen. Eine vierte, seltene Klasse bildet sechsseitige Pyramiden. Noch seltener hat man Gelegenheit, die fünfte Art von Krystallen zu erblicken, welche Spieße oder Prismen bilden, von denen das eine oder beide Enden in der Mitte eines dünnen Blättchens in Gestalt einer sechsseitigen Scheibe stecken.

Der Günstling einer Kaiserin.

Historisches Skizzenblatt von **Max Moser.**

(Nachdruck verboten.)

Im Herbst des Jahres 1740 wurde die Großfürstin Anna Leopoldowna, eine Nichte der verstorbenen Kaiserin Anna und mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel seit Kurzem vermählt, Regentin von Rußland für ihren jüngst geborenen Sohn Iwan. An Stelle der schwachen, lenksamen Frau regierte jedoch in Wahrheit ihr Günstling Biron, Herzog von Kurland, und nach dessen bald bewirktem Sturz der Graf v. Münnich.

Kaum, daß derselbe die Herrschaft übernommen hatte, als auch die Minirarbeit begann, ihn und damit die Regentschaft Anna's zu beseitigen. Diese Verschwörung wurde im Palast der Großfürstin Elisabeth geplant, der Tochter Peter's des Großen, die zu jener Zeit 31 Jahre alt und unvermählt war. Eine höchst leidenschaftliche Natur mit dem wilden Blut ihres Vaters, hatte sie seither im Schatten des russischen Thrones ein sorgloses, nur ihren Neigungen zugewandtes Leben geführt.

Einer ihrer Günstlinge war der Wundarzt Johann Hermann L'Estocq, der als blutjunger Mensch aus seinem Geburtsland Hannover, wohin seine französischen Eltern vor den Verfolgungen Ludwig's XIV. übergesiedelt waren, abenteuerlustig nach Petersburg gekommen war und bei Peter dem Großen die Stelle eines Leibchirurgen erhalten hatte. Seine französische Leichtfertigkeit und sein immer heiterer Sinn machten ihn bei den Damen des Hofes beliebt; aber er setzte einmal die Ehrfurcht vor seinem Gebieter aus den Augen, so daß ihn dieser zur Strafe nach dem fernen Kasan verbannte. Dort lebte er als vielgesuchter Wundarzt bis nach Peter's Tode, worauf ihn dessen Wittwe Katharina, die sich seiner wohlwollend erinnerte, zurückberief und ihm ihrer jungen Tochter zum Arzt gab. Er wurde bald der vertrauteste Freund und Günstling derselben.

Schon als Peter II. 1730 nach dreijähriger Regierung gestorben war und die Dolgorukis mit ihrem Anhang Anna von Kurland, eine Nichte des Zaren Peter I., auf den Thron erhoben, zeigte L'Estocq den Ehrgeiz, auch in die Geschicke des russischen Fürstenhauses einzugreifen und seine Herrin Elisabeth als Nächstberechtigte zur Kaiserin zu machen. Die Prinzessin hatte aber damals noch keine Lust, sich auf ein solches Abenteuer einzulassen, und ihr getreuer Freund mußte seinen Plan aufgeben. Zehn Jahre später war es nun, daß er ihn wieder aufnahm und in der Tochter Peter's des Großen den Ehrgeiz aufzurufen suchte, ihre Rechte durch eine Palastrevolution zur Geltung zu bringen.

Elisabeth zauderte zuerst auch diesmal, ihre Person für ein solches Wagniß einzusetzen. Die Ueberredungskünste L'Estocq's machten indessen doch Eindruck auf sie. L'Estocq erklärte ihr in seiner leichtfertigen Art, daß in Rußland eine solche Sache sehr leicht auszuführen sei. Man brauche nur Geld, um die geeigneten verwegenen Leute zu gewinnen und die nöthigen Truppen ausrücken zu lassen, unter deren Schutz man dann die paar Personen, welche vor Allen beseitigt werden sollten, gefangen nehmen könne: die Regentin mit ihrem Säugling und den Marschall Münnich. Darauf folge eine Proklamation, die Vereidigung der Garnison — und Niemand denke dann noch daran, für die theils verhaßte, theils mißachtete gestürzte Regierung eine Hand zu rühren.

Da nickte Elisabeth zustimmend ihm zu und gab ihm damit Vollmacht, für sie diese Revolution zu unternehmen.

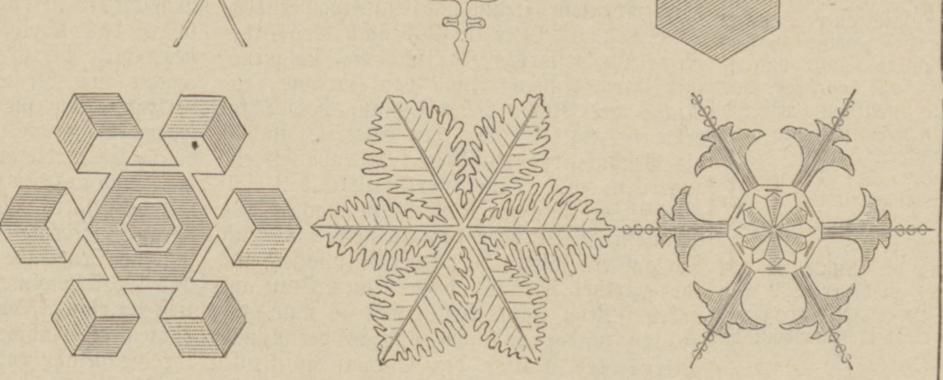
L'Estocq wußte, daß Frankreich eine solche Aenderung auf dem russischen Thron höchst erwünscht sein würde, um Rußland im Innern zu beschäftigen und von einer Einmischung zu Gunsten Maria Theresia's bei dem eben ausbrechenden österreichischen Erbfolgekriege abzuhalten. Der französische Gesandte in Petersburg, Marquis de la Chétardie, ging daher mit Eifer auf die Idee L'Estocq's ein, für eine Verschwörung das nöthige Geld zu beschaffen. Auf L'Estocq's Rath mußte die Prinzessin sich anstellen, als werde sie den eitlen Marquis für seine Dienste ganz besonders belohnen, und nun gab derselbe Geld her, erst 9000 Dukaten, und nach und nach 40,000.

Der Wundarzt ging seinerseits eifrig an's Werk und warb die Leute, die ihm geeignet schienen, ein so kühnes und folgenschweres Abenteuer auszuführen. Zunächst weihte er Michael Woronzow, einen ganz jungen Kammerjunker Elisabeth's, ein, dann einen unbedeutenden Musikus Namens Schwarz, und diese zogen einen gemeinen Gardesoldaten Namens Grünstein in's Vertrauen. Mit diesen paar untergeordneten machtlosen Leuten glaubte er eine für das große Rußland und auch Europa verhängnißvolle Katastrophe herbeiführen zu können. Bedeutender war freilich die Mitwirkung des französischen Gesandten, der Geld und Rath ertheilte, doch von dem schlauen L'Estocq in die Einzelheiten der Unternehmung gar nicht eingeweiht wurde. L'Estocq hütete sich auch, ihn in seinem Hause zu besuchen, sie trafen sich nur bei Hofe oder in Gesellschaften, und wenn sie sich dort etwas Besonderes mitzutheilen hatten, so boten sie sich ihre Dosen an, in denen beschriebene Zettelchen lagen.

Aber es gab feine Köpfe am Hofe Anna's, welche aus dem Verkehr des plebejischen Günstlings Elisabeth's und des vornehmen Gesandten Verdacht schöpften und darin durch einen gewissen Uebermuth bestärkt wurden, den Ersterer manchmal an den Tag legte und in dem er sogar auffällige Worte fallen ließ. Graf Ostermann, der früher Minister gewesen war und noch immer in hohem Ansehen stand, überdem scharf das Treiben der Prinzessin Elisabeth beobachtete, die in den Kasernen öfters Besuche machte und bei Soldatenkindern Pathenstelle vertrat, ging zur Regentin und warnte sie, indem er auf die großen Geldsummen verwies, die La Chétardie auf einmal aus Frankreich erhielt, und auf den geheimen Umgang L'Estocq's mit demselben. Aber die Regentin gab nichts darauf. Ebenso äußerte ihr gegenüber der spürende englische Gesandte seinen Verdacht, und Graf Löwenwolde, ihr Oberhofmarschall, ließ sie einmal, von ihm zugekommenen Nachrichten beunruhigt, in der Nacht wecken, um ihr die Gefahr vorzuhalten, die ihr durch eine Verschwörung zu Gunsten der Großfürstin Elisabeth drohe. Auch Briefe gingen der Regentin zu, welche sie dringend aufforderten, L'Estocq zu verhaften und sich vor der Tochter Peter's I. zu hüten.

Sie stutzte endlich doch darüber und suchte nun eine Unterredung mit Elisabeth unter vier Augen, in welcher sie dieselbe mit Anklagen und Vorwürfen überschüttete. Elisabeth betheuerte unter Thränen, daß sie unschuldig sei, und schändliche Verleumdung allein sie verdächtigt habe. Anna war gern bereit, ihr zu glauben, bat sie gleichfalls mit Thränen in den Augen um Verzeihung und entließ sie unter herzlichen Versicherungen ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft, froh, wieder sorglos sein zu können.

Aber voller Angst und Schrecken kam Elisabeth nach Hause und ließ L'Estocq rufen. Sie beschwor ihn, das ganze Vorhaben aufzugeben. Er suchte sie zu beruhigen und erzählte ihr, daß Alles vortrefflich stehe, und man jetzt doppelt eilen müsse, den Schlag zu führen. Eine Gardekompagnie sei von Schwarz und Grünstein völlig durch geschickt gegebene Geldspenden und Versprechungen großer Belohnung im Fall ihrer Zuverlässigkeit im entscheidenden Augenblick gewonnen; es sei nur noch nöthig, daß Elisabeth selber zu den Truppen gehe, um sie für sich und ihr Recht auf den Thron mit eigenen Worten zu begeistern. Alles Andere sei Kleinigkeit und werde in derselben Stunde von ihm besorgt werden. Die Regentin mit ihrem Sohne bringe man nach Schlüsselburg, Männer wie Münnich und Ostermann und ihren Anhang verhafte man durch die Soldaten, die Woronzow und Grünstein führen würden. Wozu nun auch noch zaudern, wo so viel dadurch in Gefahr komme?



Die verschiedenartigen Formen des Schnee's unter dem Mikroskop gesehen. (S. 395)

Die Prinzessin zitterte vor der Zumuthung, selbst auf die verhängnißvolle Bühne treten zu sollen, sich offen an die Spitze der Truppen zu stellen und derart einen Muth zu zeigen, an dem es ihr trotz ihrer Leidenschaftlichkeit im Innersten gebrach. Sie machte immer wieder Einwendungen, Vorstellungen, klagte und bat, die Unternehmung fallen zu lassen.

„Es ist jetzt zu spät dazu," sagte ihr L'Estocq, der inzwischen seelenruhig mit leichter Hand auf einem Blatt Papier einen Galgen gezeichnet hatte. Er hielt der Prinzessin mit heiterer Miene diese Zeichnung hin. Sie erschrak und verstand deren Sinn.

Und sie mußte L'Estocq Recht geben, als er lakonisch hinzufügte: „Aufgegebene Revolutionen sind die dümmsten Streiche, die man machen kann. Man legt sich damit selbst einen Strick um den Hals. Führen wir die unserige also aus. Ich denke morgen, morgen Nacht. Es soll bis dahin Alles bereit sein. Seien Sie es auch, und Sie werden übermorgen Kaiserin sein." . . . .

Es war im Anfange des Dezembers 1741; wenig mehr als ein Jahr führte Anna die Regentschaft. In der Nacht zum 6. fuhr Elisabeth, von ihrem Kammerjunker Woronzow und von L'Estocq begleitet, auf einem Schlitten nach der Kaserne der Grenadiere von der Preobraschenski'schen Garde, welche für sie gewonnen waren. Alles ging gut, Alles klappte. Die Truppen, trunken von Schnaps, jubelten ihrer Aufforderung begeisterungsvoll zu und marschirten durch die Stille der Nacht hinter ihr her nach dem kaiserlichen Palast. Dieser Anfang gab ihr Muth. Die Regentin und ihre Familie wurden ohne Widerstand gefangen genommen. Es fand gar kein Kampf und kein Blutvergießen statt. In einer Stunde war Alles beendigt, Ostermann, Münnich, Löwenwolde hinter Schloß und Riegel. „Nichts leichter, als eine Revolution im rechten Moment und geschickt vorbereitet," konnte L'Estocq zu der neuen Kaiserin sagen, als er sie zuerst als solche begrüßte. Ihm allein oder doch vor Allen hatte sie es zu danken; die ihm seither erwiesene Gunst hatte er ihr großartig belohnt. Gerührt gestand sie es ihm und schwur ihm ihre ewige Erkenntlichkeit.

„Wenn's wahr ist!" glossirte er in seiner heiteren Weise und lächelte ihr dabei in's Gesicht. Sie kannte den Spötter und überhörte seine anzüglichen Worte.

Am Morgen huldigten ihr Garnison und Volk; eine Kundmachung führte Jedermann die Rechte und Ansprüche der neuen Kaiserin und die Unrechtmäßigkeit der vorigen Regierung zu Gemüth. Alle Welt schien einverstanden, und L'Estocq rieb sich die Hände. Er hatte Alles richtig vorausgesehen, die Sache war im Handumdrehen geschehen.

Im strahlenden Glanz ihrer Majestät kargte Elisabeth nicht mit Belohnungen an Diejenigen, welche sie auf den Thron geführt hatten. Woronzow, Grünstein, Schwarz, die ganze Gardekompagnie, welche sich in ihren Dienst gestellt hatten, wurden reich von ihrer Dankbarkeit bedacht, und nicht minder L'Estocq. Sie ernannte ihn zum Wirklichen Geheimrath und zu ihrem ersten Leibarzt, außerdem zum Direktor sämmtlicher medicinischer Kanzleien. Es war eine hohe Amtsstellung, unabhängig, eine Art Ministerium, und dabei sehr einträglich. Zu diesem Weihnachtsgeschenk fügte die Kaiserin noch die außerordentliche Auszeichnung, daß sie ihm ihr reich mit Diamanten besetztes Bild schenkte, mit der Erlaubniß, es an einem blauen Bande, gleich einem Ordenszeichen, um den Hals tragen zu dürfen. Sie wollte ihm durch diesen Beweis ihrer Huld und Erkenntlichkeit die Unverbrüchlichkeit derselben verbürgen.

Aber L'Estocq war ein komischer Kauz. Witzig und freimüthig bis zur Unbesonnenheit, versicherte er seiner Herrin immer wieder, wenn er im vertraulichen Gespräch mit ihr sein durfte, daß er sich keinen Einbildungen über Fürstendank hingebe. Er sei in Rußland am Hofe eines Kaisers, einer Kaiserin und einer Regentin Menschenkenner geworden.

„Jetzt stehe ich oben," sprach er, und so heiter wie immer; „aber wer oben steht, nach dem sieht und zielt man. Die Feinde fehlen Einem nicht nach solchem Aufschwung und die wissen auch ihre Wege und Stege, um an Einen heranzukommen."

„Sie ewig Mißtrauischer!" erwiederte ihm vorwurfsvoll Elisabeth. „Bin ich nicht da, um Sie immerzu beschützen?"

„Wer weiß? Ich will wünschen, daß Sie auf dem Throne bleiben, Majestät. Doch —"

„Nun?" drang sie in ihn, als er lächelnd innehielt.

„Nun, Sie, Majestät, bleiben aber wohl nicht dieselbe, auch gegen Ihren alten ergebenen Freund L'Estocq nicht, und eines Tages lassen Sie ihn fallen, und seine Feinde werden sich an ihm rächen, ihn wieder unglücklich machen."

Da ergriff Elisabeth bewegt seine Hand. „L'Estocq, ich schwöre Ihnen, daß dies nie der Fall sein wird, so lange ich die kaiserliche Macht in Händen habe. Seien Sie beruhigt darüber. Ihre Dienste, Ihre Ergebenheit werde ich nie vergessen. Und könnte es jemals möglich sein, daß man Ihnen wider mein Wissen Gewalt anthäte, so schreiben Sie nur an mich und rufen meine Hilfe an. Erinnern Sie mich an diese Stunde, in der ich Ihnen betheuere,

Humoristisches: **Aus dem Sängerleben.**



Ein Mann mit sehr bescheid'nem Schritt
Ein in den Raum des Hofes tritt.
Er tritt an den Balkon heran:
Mein Sohn, dies ist des Sängers Nah'n!



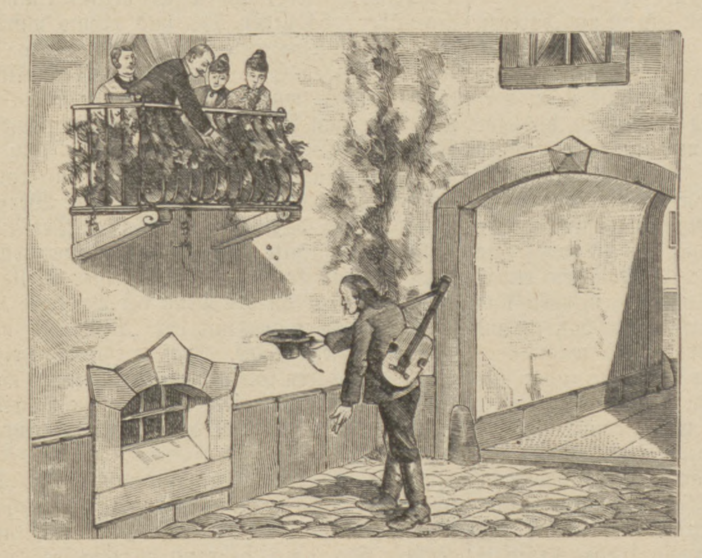
Doch eh' er in die Saiten griff,
Verbeugt er sich als Künstler tief.
So thun's die Künstler weit und breit:
Dies ist des Sängers Höflichkeit!



Nun spielt er wunderbar und singt,
Daß es durch Mark und Knochen dringt!
Den Hörern dringt's tief in's Gemüth:
Mein Sohn, dies ist des Sängers Lied!



Der Sänger schweigt; er ist zu End';
Er packt bewegt sein Instrument,
Verbeugt sich, weil er weiter muß:
Dies ist des Sängers Abschiedsgruß!



Die Hörer scheinen sehr entzückt,
Und Einer tief sich niederbückt,
Wirft ihm was zu von dem Balkon:
Mein Sohn, dies ist des Sängers Lohn!



Im Gehen aber sieht der klar,
Daß dieser Lohn zu wenig war,
Er murrt 'was, aber laut genug:
Mein Sohn, dies ist des Sängers Fluch!

daß ich Ihre mir erwiesenen Dienste nie vergessen werde." . . . .

L'Estocq genoß sein Glück auch ohne ernste Sorge um dessen Verlauf. Für ihn war der russische Himmel in der That so wolkenlos, daß er sich behaglich darunter fühlen konnte. Er galt auch in den staatsmännischen Geschäften, und mit Recht, für einen tüchtigen Kopf, drängte sich dabei nicht vor, betheiligte sich nicht weiter an dem Willkürregiment der Kaiserin, die heute unverdiente Gnaden bezeigte, morgen die grausamsten Verfolgungen und Henkerthaten anordnete, je nach Laune ihre Günstlinge wechselte und aus orientalischem Genußleben zu wilden Ausbrüchen ihrer Leidenschaften von Haß und Rache auffuhr.

L'Estocq kannte dergleichen Regierungsart. Im Reiche blieb er aber doch neben Bestuschew und Apraxin, die Alles leiteten, ein Mann von Ansehen, bei Hofe ein Vertrauter. Das Ausland bezeigte ihm Ehren. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August II., aus guten Gründen besonders. Er erhob ihn zum Grafen und schenkte ihm auch sein Bild in Brillanten, um es im Knopfloch zu tragen. Dabei genoß L'Estocq das Leben nach Gefallen, sammelte sich ansehnliche Reichthümer, stattete sein Haus fürstlich aus und gab glänzende Gesellschaften, in denen er seine kleinen Eitelkeiten mit harmloser Gutmüthigkeit und immer guter Laune befriedigte.

So vergingen mehrere Jahre. Der Hof von Petersburg erhielt neues Leben, als der von seiner Tante Elisabeth zum Großfürsten und russischen Thronfolger ernannte Peter, ein Sohn aus der Ehe einer Tochter Peter's des Großen mit dem Herzog von Holstein-Gottorp und in Kiel geboren, nach Petersburg kam, um sich da, ein erst 17jähriger Jüngling, mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Katharina nach der Umtaufe genannt, zu vermählen. Der Prinz war in deutscher Art gebildet, ein edler Charakter, liebenswürdig und frohmüthig in jugendlicher Lebenslust, dabei ein Bewunderer Friedrich's des Großen, während die regierende Kaiserin eine geschworene Feindin des berühmten Königs war. L'Estocq fühlte sich besonders zu dem jungen Großfürsten hingezogen, und dieser, ebenso wie seine geistesgeweckte schöne Gemahlin Katharina, sahen ihn gern in ihren munteren Gesellschaften.

Aus diesen Umständen zogen die Feinde L'Estocq's, deren er genug hatte und zu denen der Großkanzler Graf Bestuschew und der Feldmarschall Graf Apraxin in erster Reihe gehörten, das Gift der Verleumdung, welches sie der Kaiserin beibrachten. Die große Dankbarkeit derselben für L'Estocq hatte sich längst verflüchtigt; der alte Günstling, der sich auch wohl nachlässig gegen sie benahm, war ihr gleichgiltig geworden. Die Verdächtigungen ihrer neuen Günstlinge gegen den Freund des großfürstlichen Hauses fielen daher auf einen empfänglichen Boden. Man redete ihr ein, daß L'Estocq geheime Verbindungen mit dem preußischen Gesandten habe und als Ausländer sich mit Intriguen gegen Rußland befasse, ja, eine Revolution zu Gunsten des Großfürsten Peter ihm zuzutrauen sei. So unwahr diese Verdächtigung war, so reizte sie doch die mißtrauisch gewordene, vor Verschwörungen zitternde Elisabeth, und deshalb ließ sie es zu, daß man eine strenge Untersuchung über L'Estocq's Treiben einleitete.

Dies genügte, um mit barbarischer Rücksichtslosigkeit gegen den Preisgegebenen zu verfahren. Ende des Jahres 1748 verhaftete ihn die Regierung und ließ ihn in einen Kerker der Festung bringen. Dort wurde gegen ihn mit all' den körperlichen Mißhandlungen vorgegangen, deren sich die russischen Inquisitoren bei den Verhören der Gefangenen bedienten, um sie zu den erwünschten Geständnissen zu zwingen. Anfänglich fand L'Estocq die Geschichte belustigend und in seiner Leichtmüthigkeit machte er seine spöttischen Witze darüber, daß es wirklich auch bezüglich seines Sturzes und Elisabeth's Undankbarkeit und Wortbrüchigkeit so gekommen, wie er ihr vorausgesagt. Aber als man ihm nach den ersten Quälereien und Mißhandlungen mit der wirklichen Folter drohte, verlor er den Muth und den Witz und gestand Alles, was man wollte. Er ließ sich alle die Verbrechen, die man ihm andichtete, aufbürden. Nur Beweise dafür fand die Kommission nirgends, die auf seine Kosten darnach suchen sollte, wofür sie später allein 800 Rubel für Schreibmaterial in Rechnung stellte.

Bis in's Jahr 1750 dauerte dieser Prozeß. Elisabeth kümmerte sich nicht um ihren ehemaligen Liebling, und als er schließlich, sobald er erkannte, daß er einem Henkergericht erbarmungslos verfallen war, einen Brief an die Kaiserin richtete, in dem er sie an ihr ihm gegebenes Versprechen und an seine Dienste mahnte, blieb derselbe ohne Antwort. Vielleicht, daß er auch nicht in die Hände der Monarchin gekommen ist, die ihren Leibarzt vergessen hatte oder vergessen wollte. So erhielt L'Estocq von seinen Feinden sein Urtheil: Einziehung all' seines Vermögens und Besitzes, Entsetzung von Aemtern und Würden und noch dazu die Knute. Die kaiserliche Unterschrift fehlte dem Urtheil nicht. Darnach brachte ein Gefährt ihn in die Verbannung nach Uglitsch an der Wolga, wo er bis 1753 verblieb, worauf er noch weiter entfernt nach einer Stadt im Bezirk von Archangel verwiesen wurde. Mit ihm theilte seine Frau, die dritte, die er genommen, treulich als Pflegerin die Verbannung, in der Beide von dem geringen, ihnen verabreichten Tagegeld ein eingezogenes Leben führten.

Elisabeth erinnerte sich L'Estocq's nicht mehr, und so lange sie lebte und regierte, rührte sich ihr Gewissen wegen des grausamen und gänzlich unverdienten Schicksals dieses Mannes, der sie zur Kaiserin erhoben, nicht. Er hatte einst ihren Charakter nur zu richtig beurtheilt.

Nach dem Tode Elisabeth's am 5. Januar 1762 kam Peter III. zur Regierung und gab dem alten Freunde sofort die Freiheit zurück. Wegen der Rückerstattung seiner Ehrenstellen hatte L'Estocq keine Schwierigkeiten, aber Peter konnte ihm in Bezug auf die ihm konfiszirten Güter und Kostbarkeiten, die nach seiner Verurtheilung verschenkt worden waren, nur rathen, sie wegzunehmen, wo er sie finde.

L'Estocq, der nichts von seinem angeborenen heiteren Sinn verloren hatte, belustigte sich ungemein über diese mehr scherzhaft ertheilte kaiserliche Erlaubniß, den Auspfänder bei verschiedenen Personen spielen zu können, die seine Feinde gewesen und sich mit seinem Vermögen bereichert hatten. Graf Apraxin hatte sein Haus genommen; er mußte es jetzt wieder zurückgeben. L'Estocq machte seine unerwarteten Besuche hier und dort, und wo er von seinen Gemälden, Silbersachen und Mobilien etwas fand, ließ er es ohne Umstände nehmen und in sein Haus bringen, versichernd, daß es auf Befehl des Kaisers geschehe. Man wagte auch nicht, diese beschämenden, L'Estocq aber belustigenden Exekutionen zu hindern.

Peter's III. Absetzung und Ermordung änderte nichts weiter in dem Schicksal des geprüften Mannes, dem man eine wohlwollende Theilnahme nicht vorenthalten konnte. Katharina, Peter's Gemahlin, welche sich auf den Thron geschwungen, gab L'Estocq sein früheres Gehalt wieder, ohne damit jedoch Amtsverpflichtungen zu verbinden, die ihm in seinem hohen Alter beschwerlich geworden wären. Dies entsprach ganz seinen Wünschen, und klugerweise ging er auch gar nicht mehr an den Hof. Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück, betrachtete Menschen und Dinge als lachender Philosoph und beschränkte seine Freuden auf die der Tafel im Kreise einiger Freunde, mit denen er alte Erinnerungen austauschen konnte.

Nicht lange mehr genoß er diesen friedlichen Abend seines Lebens. Die Entbehrungen im Exil hatten seine Gesundheit doch erschüttert. Er wurde kränklich und starb am 23. Juni 1767, ohne Kinder zu hinterlassen. Seine Frau, die stets zurückgezogen gelebt hatte, begab sich nach seinem Tode nach Livland, wo Katharina ihr ein Gut schenkte.

Das Kegelspiel.

Kulturgeschichtliche Skizze von **O. Heim.**

Unter den zahllosen Mitteln und Dingen, welche der Mensch zum Zwecke der Unterhaltung und Erholung im Laufe der Zeiten erdacht und erfunden hat, steht ohne Zweifel das Spiel obenan. Von den verschiedenen Arten, durch welche der Mensch nach vollbrachten Tages- und Berufsgeschäften sich zu erheitern sucht, hat keine so großen Einfluß ausgeübt und sich so ungeschwächt in allgemeiner Gunst erhalten, als das Spielvergnügen; nur selten verliert es für Denjenigen, der erst einmal damit begonnen hat, Reiz und Interesse.

Von allen Spielen kann jedoch das Kegelspiel — dem wir die nachstehende Betrachtung widmen wollen — als eines der empfehlenswerthesten bezeichnet werden, nicht allein wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die menschliche Gesundheit, sondern auch darum, weil es nicht sowohl zur Erreichung eines materiellen Gewinnes, als vielmehr zum Zwecke der Unterhaltung getrieben wird.

Das älteste uns bekannte Kegelspiel datirt, wie aus Homer's Odyssee hervorgeht, aus der Zeit des trojanischen Krieges. Die Kegel bestanden aus Stein und hießen pessi; die Freier der Penelope spielten es häufig vor dem Palaste des Odysseus. Der griechische Schriftsteller Athenäus schildert das Spiel in seinen Tischreden folgendermaßen: „Die Zahl der edlen Herren, theils aus Ithaka selbst, theils von den benachbarten Inseln, welche um die Gemahlin und die Güter des Odysseus warben, belief sich auf 108, und ebenso groß war die Zahl der Kegel, d. h. unten viereckiger, oben zugerundeter Steine, mit welchen sie spielten. Die Freier stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber, 54 gegen 54, und ebenso wurden auch die Steine gesetzt. In die Mitte des zwischen beiden Schlachtordnungen befindlichen leeren Platzes wurde ein besonderer Stein gesetzt, den man Penelope nannte. Die steinerne Penelope war nun das Ziel, nach dem die Spielenden aus einer bestimmten Entfernung werfen mußten. Die Ordnung des Werfens wurde durch das Loos entschieden; Derjenige, welchem es glückte, den die Penelope vorstellenden Kegel zu treffen und von seiner Stelle zu entfernen, trat an den Platz der Penelope und warf von dort aus mit der „Penelope" nach seinem eigenen Steine. Traf er ihn, ohne einen von den anderen Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen und hielt es für eine glückliche Vorbedeutung, daß er die Braut heimführen werde."

Auch bei den alten Germanen war das Kegelspiel schon gebräuchlich, und wahrscheinlich wurde es zumeist an hohen Festtagen geübt. Die dazu gebrauchten Kegeln, deren Name (althochdeutsch chegil) nicht nur in allen germanischen Sprachen, sondern sogar im Russischen und Lithauischen wiederkehrt, wurden anfänglich aus den Schenkelknochen der dem

Wotan zu Ehren geschlachteten Pferde oder aus den Beinknochen der den Göttern geopferten Kriegsgefangenen gefertigt, und daher schreiben sich die eigenthümlichen Formen der heutigen Kegel. Die dabei geltende Neunzahl kennzeichnet das Spiel als einen symbolisch-religiösen Brauch; die Neun war Frô, dem Gotte der Freude und des Frohsinns heilig, außerdem entsprach die Zahl der Kegel der herrschenden Ansicht von den neun Welten und den neun Zeitaltern.

Im 13. und 14. Jahrhundert noch wurde das Kegeln in Deutschland von den Vornehmen ebenso gepflegt, wie vom gemeinen Manne. Bei den Dorfkirchweihen mußte stets nicht nur ein Tanzboden aufgeschlagen, sondern auch eine Kegelbahn errichtet werden, und in den Palästen der Reichen fand man gewöhnlich stehende Kegelbahnen, auf denen sich die männlichen Bewohner des Hauses belustigen konnten. In der Frankfurter Patriziergesellschaft „Alt-Limpurg“ wurde einst ein Kegelschieben abgehalten, bei welchem ein Mitglied drei silberne Kleinodien als Preise ausgesetzt hatte, und bei dem Jeder gegen ein Einlage von einem Heller drei Würfe thun konnte. Auch der Frankfurter Rath belustigte sich bei seinem alljährlichen Hirschessen mit Kegelschieben. Ganz besonders wurde dieses Spiel von den Schützengilden gepflegt, scheint jedoch zu hohen Einsätzen und hierdurch zur Schädigung Einzelner Anlaß gegeben zu haben, denn im Jahre 1443 wurde es in Frankfurt vom Magistrate verboten und erst 1468 mit der Beschränkung des Einsatzes auf einen Heller wieder freigegeben. Aus Deutschland kam es nach den Niederlanden und nach England. Dort war das Kegelspiel der vornehmeren Gesellschaft des 16. Jahrhunderts ebenso unentbehrlich, wie heute das Billardspiel. In Frankreich, wohin die Franken das Kegelspiel gebracht haben mögen, ward es unter König Karl V. (um 1370) verboten. Daneben kannte man dort ein eigenes Kugel- oder Kegelspiel auf dem Rasen.

In den Marschen Norddeutschlands, namentlich in Ostfriesland und Oldenburg, bildet das Kugelwerfen oder Klootschießen, eine Abart des Kegelspieles, während der Wintermonate ein landesübliches Vergnügen. Sobald es stark gefroren hat, werden in den Ortschaften Probeschießen abgehalten, um zu ermitteln, wer die besten Werfer oder Klootschießer des Jahres sind. Werden dabei gute Würfe gethan, so ergeht an benachbarte Ortschaften die Herausforderung zum Wettkampfe, indem eine der zum Werfen gebrauchten hölzernen, mit Blei ausgegossenen Kugeln im Wirthshause der herausgeforderten Ortschaft aufgehängt wird. Durch Herabnehmen der Kugel übernimmt die männliche Einwohnerschaft des Dorfes die Verpflichtung, sich mit den Herausforderern zu messen. Der Tag wird festgesetzt, und unter dem Geleite von mindestens der Hälfte der männlichen Einwohner der betheiligten Orte rücken nun die Klootschießer gegen einander aus. Vor ihnen gehen kundige Leute, um ihnen die beste Richtung für ihre Kugeln anzugeben, neben ihnen Träger von wollenen Decken, die auf die Erde gebreitet werden, um den Werfern einen sicheren Anlauf zu gewähren. Und damit es Werfern und Zuschauern unterwegs nicht an Stärkung fehle, begleiten Marketender den Menschenschwarm. Es wird ein bestimmtes Ziel abgesteckt, und diejenige Partei ist Siegerin, der es gelingt, in den wenigsten Würfen das Ziel zu erreichen. Sobald ein guter Wurf gethan ist, begrüßen die Kameraden den glücklichen Klootschießer mit lautem Hurrah, bis endlich für die eine oder andere Ortschaft der Sieg entschieden ist. Im Wirthshause des siegenden Theiles wird dann gemeinsam ein Zechgelage gehalten, bei dem oft genug Sieger und Besiegte handgemein werden.

Auch in den österreichischen Alpenländern hat sich aus dem gewöhnlichen Kegelschieben das Eisscheiben als eine interessante und kunstvolle Abart desselben entwickelt. Die Gebirgsseen bieten dazu im Winter die prächtige, spiegelglatte Bahn. Die Spielregeln sind ungefähr dieselben, wie auf den Kegelbahnen, nur bedarf es dazu noch größerer Kraft und Geschicklichkeit, so daß dieses Spiel sich zu einem förmlichen Sport herausgebildet hat, der sowohl von den Bauern, wie in den Landstädtchen von den Herrenleuten fleißig gepflegt wird. Am anziehendsten gestaltet sich das Spiel in schönen Winternächten auf den kleinen Seen des steirischen Oberlandes. Die Eisbahn ist durch Pechpfannen hell erleuchtet und eine improvisirte Küche sorgt für die nöthige leibliche Stärkung der Spielenden, die ihre schweren Eisstöcke mit wahrer Virtuosität handhaben.

Doch kehren wir zu dem eigentlichen Kegelspiele zurück.

Die Zahl der Kegel war nicht immer neun, wie heutzutage. Im Mittelalter hatte man in Deutschland meist nur drei; auf englischen Bilderhandschriften sieht man bald sechs, bald acht, bald neun Kegel. „Schwede“ mag der vorderste Kegel vielleicht darum heißen, weil er den Kugeln am meisten ausgesetzt ist. „Methode“, womit ein Fehlwurf durch eine der Mittelgassen bezeichnet wird, kommt von dem griechischen Methodos = Mittelweg. Der Thüringer nennt eine bestimmte Art des Kegelspiels einen „Kegelleich“. Das Wort „Leich“ ist eben noch in einzelnen Gegenden Deutschlands in der Bedeutung von Spiel, Kampfspiel erhalten', wie es ja auch in dem Worte „Wetterleuchten“ vorkommt, einem Worte, das mit „leuchten“ nichts gemein hat, sondern in seiner ursprünglichen Gestalt „Wetterleich“ ein Kampfspiel der Elemente bedeutet.

Der Ausdruck „Kegelschieben“ ist übrigens neu. Niemand denkt wohl heute mehr daran, daß man eigentlich nicht schieben, sondern „scheiben“, d. h. die Kugeln rollend fortbewegen, sagen müßte, wie der Altbayer auch richtig noch spricht, und daß man erst den Sinn des Fortschiebens der Kugel oder Umschiebens der Kegel in das Zeitwort hineinlegte, als das ursprüngliche „scheiben“ anfing unverständlich zu werden.

Ueberall, wo das Kegelspiel üblich ist, haben die Kegeljungen besondere Bezeichnungen beim Ausrufen des Erfolges jedes Wurfes, die je nach den Gegenden verschieden sind. So heißt — wie der bekannte Schriftsteller Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld mittheilt — z. B. im Altenburgischen der mittelste Kegel, welcher zwei zählt, der „Papa“, der „Alte aus dem Neste“ oder „König“ (wie auch anderwärts), der vorderste Mittelkegel der „Beste“, weil er drei zählt, und der hinterste Mittelkegel, wenn er allein fällt, „Essigmatz“. Ein Fehlwurf durch eine der Seitengassen wird ein „Loch“ oder „Fuchs“, und ein Fehlschuß zwischen Eckkegel und Seitenbrett das „Strafloch“ genannt, wobei der Kegeljunge zu rufen pflegt: „Gukguk!“ oder „Anna Marie Gukguk!“, mitunter auch „Hinten rum!“ oder „Strafe!“ Ein Wurf über oder neben das Auflegebrett in den Sand heißt ein „Sandhase“; stößt aber die Kugel irgendwo an und prallt zurück, so wird der Wurf ein „Jammerochse“ genannt. Fällt blos ein Kegel, so ist's ein „Stift“, ein „Zahn“ oder „Der blutet“; fallen zwei, so ist's ein „Paar“, und zwar ruft man, wenn es Seitenkegel sind: „Ein Quersack voll!“, wenn ein vorderer und hinterer Kegel stürzt: „Den und jenen!“; drei fallende Kegel bilden ein „Mantie“, d. h. ein altes Maß, das bei Obst u. dergl. im Brauche war; fallen die drei mittelsten, so hört man rufen: „Herz aus dem Leibe!“, fällt ein vorderer mit zwei hinteren: „Schusterschemel!“, und fällt eine Gasse, so erschallt der Ruf: „Halb Geithain!“ oder „Halb Schmölln!“ Vier stürzende Kegel sind ein „Stadtmaß“ oder „Stirri“ (czechisch tschtyry, vier), fünf, zumal in der Form wie auf den Spielkarten „Fledermäuse“, und sechs, wenn es zwei ganze Gassen sind, „ganz Geithain“ oder „ganz Schmölln“; wenn der König und zwei Eckkegel wie drei Thürmchen in einer Reihe stehen bleiben, „das Hamburger Stadtwappen“. Bei sieben fallenden Kegeln ruft der Kegeljunge: „Galgen!“, d. h. ein Galgen voll; bei acht und neun, wie überall: „Alle neun!“, „Acht um den König!“ und „Simple Acht!“ Ein Spieler, der viele Kegel geschoben, heißt im Altenburgischen „Holzmacher“ und die Nummer, welche der Letzte nehmen darf, „Branntweinnummer“.

Diese Bezeichnungen sind natürlich nach den verschiedenen deutschen Stämmen und Landestheilen verschieden, und die angeführten sollen nur als Probe gelten.

Schade aber ist es sicherlich, daß das der Gesundheit so förderliche Kegelspiel heutzutage nicht nur von der feinen Welt, sondern von den Städtern aller Stände fast gänzlich zu Gunsten des Billardspieles vernachlässigt wird, doch ist Hoffnung vorhanden, daß mit dem Aufleben aller Sports auch dem Kegelspiele, vielleicht in etwas verfeinerter Form, eine neue Glanzperiode bevorsteht.

Mannigfaltiges.

Das fatale Gesicht. — An einem Winterabend des Jahres 1857, zur Zeit also, da Straßburg noch französisch war, spielte in einem dortigen Gasthofe der Baron Tonneur, ein französischer Genieoffizier, Billard und verlor. Ein Herr mit auffallend häßlichem Gesicht steht im Saal und sieht dem Spiele zu. Der Baron, der kein Spiel gewinnen kann, sagt endlich im Unmuth: „Ich glaube, jener Herr ist mein böser Stern.“ Dieser aber bleibt ganz ruhig. Der Offizier wiederholt es ihm nun in's Gesicht.

„Mit Billardspielen hat das Glück nichts zu thun,“ erhält er bescheiden zur Antwort.

Der Baron aber entgegnet: „Der Anblick Ihres Gesichts hat Einfluß auf meinen Stoß, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie den Saal verlassen!“

Der Andere widerspricht in höflicher Weise dem Ansinnen, der Offizier aber setzt seine Redensarten und Spöttereien über das fatale Gesicht so lange fort, bis sich der Gekränkte unter dem Lachen der Anwesenden entfernen muß.

Am anderen Tage pochte es an des Barons Thüre. Herein trat — das fatale Gesicht. Mit einer höflichen Verbeugung sagte der Eingetretene: „Sie wissen, mein Herr, daß Sie mich gestern tief beleidigten. Ich bin der größte Feind von Allem, was Händel heißt, aber — hier bleibt mir doch, der Meinung der Menschen wegen, nichts übrig, als Sie um Genugthuung zu ersuchen!“

„O ja, ich stehe gern zu Dienst,“ rief der Offizier, und bereits andern Tages fand das Duell statt. Der Baron erhielt einen Stich in den Arm.

Die Heilung beanspruchte sechs Wochen: dann ließ er sich wieder öffentlich sehen.

Den Tag darauf klopft es wieder. Das „fatale Gesicht“ findet sich abermals ein. Mit vollendeter Höflichkeit bemerkte er, daß für die Größe der Kränkung bei all' seinem Abscheu wider den Zweikampf die Sache doch nicht als abgemacht betrachtet werden könne, um so weniger, als der Offizier vom Schauplatz des Duells mit verächtlicher Geberde geschieden sei.

Tonneur unterbrach ihn: „So wollen Sie also noch einmal, mein Herr? Gut, morgen Mittag an derselben Stelle!“

Das zweite Duell ging vor sich; der Offizier wurde durch das Bein gestochen. Man brachte ihn heim, zwei volle Monate waren zu seiner Herstellung nöthig. Kaum aber war er zum ersten Male wieder ausgegangen, als er einen neuen Besuch von dem „fatalen Gesicht“ empfing.

„Ich bin außer mir,“ hieß es, „daß das bizarre Vorurtheil mir noch keine volle Genugthuung zuge-

stehen will. Ich muß Sie, so ungern es geschieht, abermals um einen neuen Gang bitten. Nach dem Dafürhalten meiner Freunde empfing ich noch keine genügende Erklärung von Ihnen."

Verdrießlich rief Herr v. Tonneur: „Ja, ja, ich bin sofort bereit!"

Man ließ Sekundanten holen und ging hinaus. Der Offizier drang dieses Mal mit größerer Hitze auf seinen Gegner ein, derselbe blieb aber, wie immer, eisig kalt und hatte bald seinem Gegner eine schwere Wunde in den Unterleib beigebracht. Sie war nicht ohne Gefahr, doch die gesunde Natur, sowie die geschickte Behandlung bewirkten, zwar erst nach dem Verlauf eines Vierteljahres, die Heilung.

Der Baron hatte den Morgen nach seinem ersten Ausgange zur Feier der Genesung verschiedene Freunde zu sich gebeten und wartete mit einer gewissen peinlichen Unruhe, ob es denn noch einmal pochen werde.

Es dauerte nicht lange. Das „fatale Gesicht" zuckte die Achseln, brachte die höflichsten Entschuldigungen vor, verwünschte die barbarischen Zweikampfsitten, fügte aber hinzu: „Nach der Behauptung meiner Freunde und Bekannten erfordert die Natur der zugefügten Kränkung entweder den Tod des einen Theils, oder —"

Hier sprang Herr v. Tonneur auf, indem er rief: „Allerdings, mein Herr, werde ich auch diesmal nicht fehlen, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich es nicht begreife, wie man so unversöhnlich über ein rasches Wort des Mißmuths sein kann!"

„Wie, mein Herr," versetzte der Andere, „Sie haben mich nur im Mißmuth, in der Uebereilung beleidigt?"

„Freilich!" sagte der Baron.

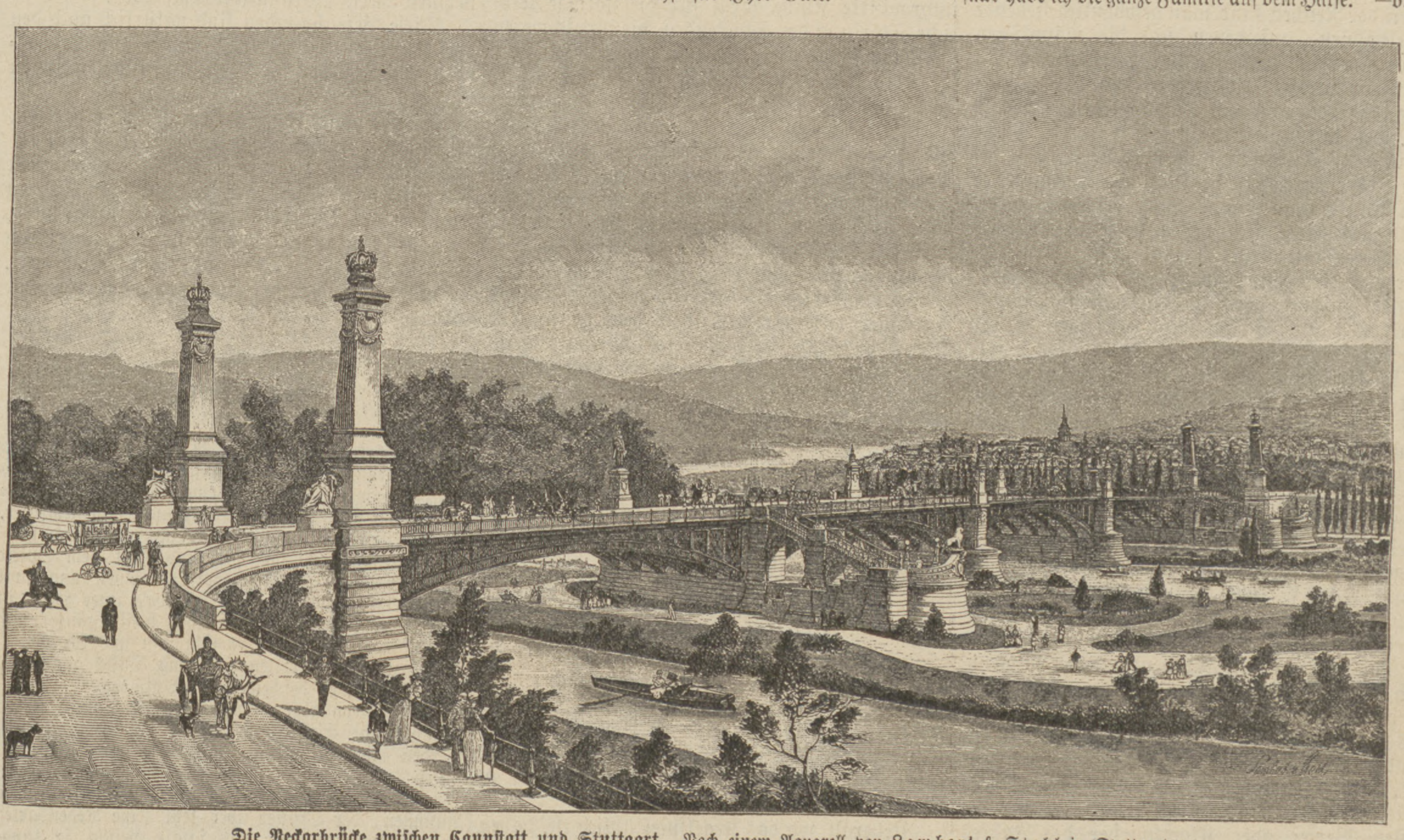
„Ei, das hätten Sie mir nur vor einigen Zeugen erklären sollen, so hätte es der drei Duelle nicht bedurft. Mehr hätte ich niemals verlangt, und da diese Herren es gehört haben, bin ich völlig zufrieden und danke verbindlichst für Ihre Güte."

Die Falten auf des Barons Stirne glätteten sich, und man bat den bisher so Unversöhnlichen, am Frühstück sich zu betheiligen. Er dankte aber unter sehr höflichen Entschuldigungen. Vor dem Weggehen aber bemerkte er noch, daß er schon oft die Fatalität gehabt habe, seines Gesichtes wegen verspottet zu werden, und trotz seiner Abneigung gegen den Zweikampf nothgedrungen bereits sieben Gegner habe tödten müssen. „Hab' ich denn wirklich ein gar so fatales Gesicht?" wandte er sich an die Herren.

„O keineswegs, im Gegentheil!" antworteten Alle einstimmig, und lächelnd empfahl sich das „fatale Gesicht" — der bekannte Fechtlehrer Ducord. [v. d. S.]

Zutreffende Antwort. — „Sie haben nicht einen Tropfen des großen Napoleon in Ihren Adern," sagte der mürrische alte Jerome eines Tages zu seinem Neffen, dem Kaiser Napoleon III.

„Gleichviel," entgegnete Louis Napoleon, „jedenfalls habe ich die ganze Familie auf dem Halse." —dn—



Die Neckarbrücke zwischen Cannstatt und Stuttgart. Nach einem Aquarell von Lambert & Stahl in Stuttgart.

Die Neckarbrücke zwischen Cannstatt und Stuttgart.

(Mit Abbildung.)

Zu den stattlichsten Brückenbauten, die in neuerer Zeit in Deutschland entstanden sind, gehört die kürzlich dem Verkehr übergebene Neckarbrücke, welche die württembergische Hauptstadt Stuttgart auf dem direkten Wege über die Berger Insel mit Cannstatt verbindet. Die monumentale Bogenbrücke, von der unsere Abbildung eine Ansicht gibt, ist nach dem Entwurfe des Oberbauraths v. Leibbrand in Stuttgart aus Stein und Stahl ausgeführt, hat fünf Bogen mit einer Spannweite bis zu 50 Meter und eine Gesammtdurchflußweite von 230 Meter. Die Breite beträgt 18 Meter, die Kosten beliefen sich auf 1,300,000 Mark. Eine besondere Zierde der Brücke bilden die an jedem Ende stehenden beiden mächtigen Pylonen aus Buntsandstein mit davorsitzenden allegorischen Figuren, Landwirthschaft und Industrie, Kunst und Macht darstellend. Die Seitenflächen der Pylonen zeigen die Wappen der württembergischen Oberamtsstädte und tragen auf die Baugeschichte bezügliche Inschriften. Von den ebenfalls mit steinernen Aufsätzen geschmückten Zwischenpfeilern führen breite Freitreppen auf die Neckarinsel und den Cannstatter Wasen hinab. Wunderschön ist das Landschaftsbild, das sich von der Brücke aus dem Beschauer darbietet. Ueber den Fluß schweift der Blick zu den Rebenhügeln des Neckarthales, haftet auf der Gruftkapelle des Rothenbergs, dem freundlich gelegenen Cannstatt und dem königlichen Lustschlosse Rosenstein.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 49:
Vom Wahrsagen läßt sich leben, aber nicht vom Wahrheitsagen.

Silben-Räthsel.

a, ans, ber, dorn, e, ei, ga, ge, ha, hanf, i, le, liech, lu, nach, neu, ni, no, non, o, or, pot, ra, re, sau, se, se, see, stein, ten, werth, zop.

Aus vorstehenden Silben sollen zwölf Wörter gebildet werden, welche bezeichnen: 1) einen deutschen Dichter, 2) einen reizend gelegenen See Oberbayerns, 3) eine Kulturpflanze, 4) eine biblische Person, 5) einen berühmten Wasserfall, 6) ein deutsches Seebad, 7) ein französisches Fürstengeschlecht, 8) ein Fürstenthum, 9) einen Mädchennamen, 10) eine Stadt in Mitteldeutschland, 11) einen Fluß in Italien, 12) eine bekannte Rheininsel.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben die Namen zweier berühmter Fürstenhäuser. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 51.

Buchstaben-Räthsel.

Ist euch eine deutsche Bucht bekannt,
Die einst durch mächtige Sturmfluth entstand?
Wird von dem Wort das letzte Zeichen getrennt,
In fremdem Land eine Münze es nennt.

[F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösung des Füll-Räthsels in Nr. 49: Aller Anfang ist schwer.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung,**
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.